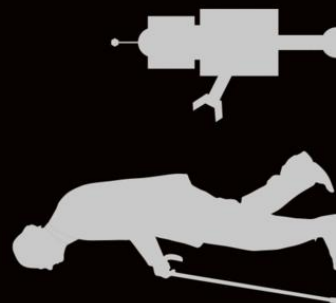




Hans
Rath

IM
NÄCHSTEN
LEBEN
WIRD
ALLES
BESSER



roman

ullstein 

Sie glaubt mir kein Wort, das ist nicht zu übersehen.

»Dann ist ja gut«, sagt sie und verschwindet in Richtung Küche.

»Und wir beide trinken jetzt einen schönen Kakao«, verspreche ich Hermine und wende mich zum Wohnzimmer.

Die Wahrheit ist, ich mache mir sogar große Sorgen um unsere Tochter. Ganz anders als Kathrin, die glaubt, dass Pia uns mit Sicherheit ins Vertrauen ziehen würde, wenn sie nicht mehr weiterwüsste. Ich hege da so meine Zweifel. Pia setzt alles daran, uns zu beweisen, dass sie nicht mehr der blauäugige Teenager ist, der sie bis zur Geburt von Hermine war. Deshalb würden wir es wohl als Letzte erfahren, wenn ihr Leben aus den Fugen geraten wäre.

Mit neunzehn ist Pia ungewollt schwanger geworden. Seitdem versucht sie, nicht nur eine gute Mutter zu sein, sondern auch noch ihr Fernstudium in Umweltwissenschaften abzuschließen. Chronisch müde ist sie allerdings nicht wegen dieser Doppelbelastung, sondern weil sie obendrein mit diversen Aushilfsjobs jongliert, um finanziell einigermaßen über die Runden zu kommen. Sie ist zu stolz, um regelmäßig Geld von uns anzunehmen. Immerhin können wir ihr etwas unter die Arme greifen, indem wir uns regelmäßig um Hermine kümmern. Für mich ist das ohnehin keine lästige Pflicht, sondern die reine Freude. Zu den wenigen Menschen, die mich von jetzt auf gleich glücklich machen können, gehört meine vierjährige Enkelin. Da reichen oft ein Blick oder ein Lächeln, und schon sehe ich die Welt mit anderen Augen.

Die Offenherzigkeit hat Hermine von ihrer Mutter geerbt. Pia hatte schon immer ein großes Herz. Leider gibt es nicht wenige Menschen, die das ausnutzen, weshalb sie regelmäßig Enttäuschungen erlebt, besonders in Liebesdingen. Die größte Enttäuschung war wohl Hermines Vater, angeblich ein Musiker auf der Durchreise, der auf den Namen Peter Smith hört. Leider stimmte beides nicht. Ein Bassist dieses Namens hat sich jedenfalls zu jenem Zeitpunkt nicht in der Stadt befunden. Genauer gesagt, haben wir überhaupt keinen Peter Smith auftreiben können. Nicht mal ein Kerl, der auch nur vage auf Pias Beschreibung passen würde, ist uns bei der Recherche untergekommen. Vielleicht war alles nur ein Missverständnis, vielleicht hat Hermines Vater aber auch absichtlich gelogen. Er hat Pia in jener Nacht zwar nach ihrer Handynummer gefragt, sie aber nie angerufen. Und sollte er zufällig über eine der vielen Suchanzeigen, die wir in den sozialen Netzwerken veröffentlicht haben, gestolpert sein, dann zieht er es vor, anonym zu bleiben. Aber vielleicht ist das auch besser so. Wenn er von seiner Tochter partout nichts wissen will, dann wäre es nicht gut, ihm die Vaterrolle aufzuzwingen. Das würde vermutlich nur alle drei unglücklich machen.

Mein Handy summt. André ruft an.

»Wo steckt ihr?«, frage ich. »Pia und Hermine sind gerade gekommen.«

»Kannst du mich abholen?« Er fragt es mit Grabesstimme.

»Klar. Wo steckt ihr denn?«

»Ich sitze in einer Raststätte, kurz vor Berlin.«

»Vor oder hinter Potsdam?«

»Hinter Potsdam.«

»Dann weiß ich, welche du meinst. Bin schon auf dem Weg«, sage ich und drücke das Gespräch weg. Dann bringe ich Hermine in die Küche und erkläre, was los ist.

»Ist bei den beiden alles okay?«, fragt Kathrin besorgt.

»Wird sich zeigen«, sage ich schulterzuckend. »Aber ich glaube nicht.«

II

André sitzt allein im Restaurantbereich. Meinen niedergeschlagen wirkenden Sohn in der bedrückenden Atmosphäre eines heruntergekommenen Rasthofes zu sehen, kommt mir gleich doppelt traurig vor.

Als er mich entdeckt, steht er auf und geht mir entgegen. »Nett, dass du dir die Mühe gemacht hast. Danke.«

»Na klar. Kein Problem. Mach ich doch gern.«

Er nickt. »Gut. Gehen wir?«

»Wo ist denn Marcel?« Ich glaube die Antwort bereits zu kennen.

»Wir hatten Streit«, antwortet André. »Er hat das Auto genommen und ist wieder auf dem Weg zurück nach Paris.«

André und Marcel streiten häufiger, und nicht selten kommt es dabei zu vorübergehenden Trennungen. Ich bin also nicht überrascht.

»Wieso hat er das Auto genommen?«, will ich wissen.

»Wie meinst du das?«, erwidert André. »Er hat es einfach genommen.«

»Aber es ist dein Auto. Warum kann Marcel nicht den Zug nehmen, wenn er unbedingt allein zurückfahren will?«

»Was redest du denn da? Es ist doch völlig egal, wer das Auto nimmt«, ereifert sich André.

»Aber es ist dein Auto«, insistiere ich.

»Es ist unser Auto, Paps. Wir sind ein Paar, also teilen wir all unsere Sachen. Außerdem hab ich gar keine Lust, allein mit dem Auto nach Paris zu fahren.«

»Ach egal. Geht mich ja auch nichts an«, sage ich. »Sollen wir dann mal?«

Er nickt. Schweigend verlassen wir den Rasthof.

»Vielleicht kriegt Marcel sich ja wieder ein«, sage ich, während ich in den Verkehr einfädele. »Bestimmt sitzt er jetzt auch in einer Raststätte, trinkt Kaffee und fragt sich, ob euer Streit es wert war, so einen Wirbel zu machen.«

»Da kennst du Marcel aber schlecht«, entgegnet André. »Er kann sagenhaft stur sein. Es kommt vor, dass wir uns tagelang anschweigen.«

»Ich kenne nicht wenige heterosexuelle Männer, die euch um genau diese Streitkultur beneiden würden«, sage ich.

Im Halbdunkel sehe ich ein Lächeln über sein Gesicht huschen.

Wenn er lächelt, erinnert er mich immer noch an das Kind, das er vor mehr als zwanzig Jahren war. André ist siebenundzwanzig, drei Jahre älter als seine Schwester. Als Kathrin mit ihm schwanger wurde, da war sie Anfang zwanzig, zwei Jahre später haben wir geheiratet, im darauffolgenden Jahr wurde Pia geboren. Das war Mitte der Neunziger, eine bewegte Zeit. Während Mobiltelefone und das Internet die Welt in ein globales Dorf verwandelten, haben Kathrin und ich uns in eine Familie verwandelt. Und heute, ein Vierteljahrhundert später, das mir manchmal wie ein Lidschlag vorkommt, sitzt mein erwachsener Sohn neben mir und hat Kummer, weil sein französischer Geliebter ein sturer Bock ist.

André reißt mich aus meinen Gedanken. »Magst du ihn eigentlich?«

»Wen?«

»Marcel. Magst du ihn?«

»Warum sollte ich ihn nicht mögen?«

»Das ist keine Antwort.«

»Also gut, wenn du es unbedingt hören willst: Ja, ich mag ihn.«

Das ist nur die halbe Wahrheit, weil ich Marcel nicht ständig mag. Genau genommen, mag ich ihn sogar eher selten. Er kann zwar charmant und witzig sein, aber nur wenn er nicht gerade eingeschnappt ist. Leider ist er das sehr oft, was wohl damit zusammenhängt, dass er sich für einen äußerst sensiblen und deshalb ebenso verletzlichen Künstler hält. André ist zwar auch Künstler, aber eben kein so zart besaiteter wie sein Lebensgefährte. Vielleicht liegt es daran, dass unser Sohn sich als Orchestermusiker keine Allüren erlauben kann, während Marcel am liebsten in Allüren badet.

»Schätzt du seine künstlerische Arbeit?«, fragt André.

»Ob ich ... was tue?«

»Du hast mich schon verstanden.«

»Warum willst du das wissen?«

»Es interessiert mich einfach.«

»Aber ist es nicht völlig irrelevant, ob ich Marcells Arbeit schätze?«

»Wenn es irrelevant ist, dann kannst du es ja auch sagen.«

»Und was ist, wenn ich mir nun mal nicht anmaßen möchte, über den künstlerischen Wert von Marcells Arbeit zu urteilen?«, frage ich.

André lässt nicht locker. »Ach komm. Mach doch mal.«

»André, ich kann wirklich nicht beurteilen, ob Marcells Arbeit künstlerisch wertvoll ist. Ich hab davon nicht die geringste Ahnung.«

»Du willst dich doch nur rausreden.«

»Nein. Ich meine es ernst. Da ich mir persönlich nichts aus Pantomimentheater mache, kann ich nicht mitreden. So geht es mir übrigens mit vielen Dingen. Ich hab auch keine Meinung zu Square-Dance oder zum Töpfern oder Puzzeln.«

»Pantomime ist für Marcel eine Berufung«, erklärt André schmallippig. »Das kannst du doch nicht mit Töpfern oder Puzzeln vergleichen.«

»Siehste. Sag ich doch: Ich kann nicht mitreden.«

»Aber du könntest wenigstens anerkennen, dass es sich um eine Kunstform handelt. Du tust so, als wäre es nur ein banales Hobby.«

»Ich mach mir auch nichts aus Oper oder Stummfilmen«, sage ich. »Wäre es dir lieber gewesen, wenn ich Marcells Arbeit damit verglichen hätte?«

»Ja, allerdings. Warum hast du es nicht getan?«

Ich überlege. »Na ja, da ist schon noch ein Unterschied zwischen Metropolis oder Tannhäuser und dem, was Marcel macht.«

»Warum?«, fragt André.

»Weil Marcel kein Kulturspektakel ist, sondern ein Kerl im Ringelpulli, der imaginäre Blumen für die Touristen pflückt«, rutscht es mir raus. Rasch füge ich hinzu: »Wobei das ja auch wichtig ist. Ich meine, man muss sich ja nur ansehen, wie die Kinder ihn im Sommer belagern. Die lieben deinen Marcel.«

André sieht mich ungnädig an, dann blickt er eine Weile schweigend auf die Straße. Schließlich sagt er: »Marcel hat recht. Du magst ihn nicht, und du findest, dass er als Künstler eine lächerliche Figur abgibt.«

»Nein, das ist nicht wahr«, sage ich. »Ich mag Marcel. Und ich finde es überhaupt nicht lächerlich, was er tut. Aber ...« Ich unterbreche mich.

»Aber?«, setzt André nach.

»Nein. Schon gut. Kein Aber.«

»Das sagst du jetzt nur, damit ich nicht sauer auf dich bin.«

Ich überlege, und mir wird klar, dass ich früher oder später nicht umhinkommen werde, Farbe zu bekennen. »Also gut. Die Wahrheit ist, ich respektiere Marcel und seine Arbeit. Wirklich. Aber ich möchte ihn nicht andauernd dafür anhimmeln müssen. Ich finde, er ist ein durchaus begabter Entertainer. Außerdem macht der Job ihm Spaß und er verdient genug Geld, um über die Runden zu kommen. Das ist doch was. Aber es reicht ihm bei Weitem nicht. Er selbst hält sich für einen absolut begnadeten Künstler, einen Auserwählten. Deshalb ist jeder, der ihn nicht für restlos brillant hält, wahlweise ein Ignorant oder ein Kulturbanause. Bei der leisesten Kritik ist Marcel eingeschnappt. Das ist anstrengend, und ja, es geht mir auch auf die Nerven.«

»Marcel ist eben fest davon überzeugt, dass seine Kunst die Welt verändern kann. Willst du ihm das etwa absprechen?«, fragt André patzig.

»Nein, ich möchte nur nicht dafür geächtet oder bestraft werden, wenn ich die Sache ein bisschen anders sehe.«

»Aber Marcel ist der Mensch, den ich liebe. Kannst du nicht verstehen, dass es für mich wichtig ist, was du und Mutter über ihn denken?«

»Was erwartest du? Dass ich mich verbiege, um es Marcel recht zu machen?«

André stutzt. »Ja. Vielleicht. Warum auch nicht? Glaubst du etwa, ich habe mich noch nie für dich verbogen?«

»Doch. Geht mir ja nicht anders. Aber irgendwann im Leben hat man keine Lust mehr, es allen recht zu machen.«

»Marcel ist doch nicht irgendwer. Er ist der Mann, den ich heiraten und mit dem ich alt werden möchte. Dein zukünftiger Schwiegersohn.«

»Genau. Deshalb muss er auch ein Minimum an Kritik vertragen können. So ist das nun mal in einer Familie.«

»Und das bestimmst du, oder was?«

»Nein, zumindest bestimme ich das nicht allein. Aber in diesem Geiste haben wir euch erzogen.«

André stößt verächtlich Luft durch die Zähne. »Na toll. Und was ist mit deiner Kritikfähigkeit? Du hast doch schon immer die Weisheit mit Löffeln gefressen. Egal, ob es um Politik oder Wirtschaft, das Klima oder die Kunst geht, du bist der Experte. Du weißt immer haargenau, was auf der Welt schief läuft. Und jeder, der das anders sieht, ist schlicht ein Idiot. Inzwischen hältst du dich bestimmt für den einzig vernünftigen Menschen auf einem Planeten voller Idioten.«

»Ähm ...« Ich will etwas erwidern, aber André ist so in Fahrt, dass er mich nicht zu Wort kommen lässt.

»Du hast bestimmt auch gewusst, dass Pia eines Tages von einem Hallodri sitzen gelassen würde. Und wahrscheinlich bildest du dir ebenfalls ein, dass Marcel nicht der Richtige für mich ist, weil wir eine alles andere als harmonische Beziehung führen. Aber soll ich dir ein Geheimnis verraten? Du bist gar nicht so hellichtig, wie du glaubst. Das meiste von dem, was du von dir gibst, ist weder besonders originell noch besonders clever. Oft sind deine Kommentare einfach nur zynisch.«

Andrés Worte haben gesessen. Jetzt bin ich es, der mal eine Weile schweigend auf die Straße blicken muss.

Wir bringen den Heimweg hinter uns, ohne ein weiteres Wort miteinander zu reden. Wie sich herausstellt, passt die angespannte Stimmung zwischen André und mir atmosphärisch ganz gut zum Rest des Abends, denn während meiner Abwesenheit haben Kathrin und Pia sich ebenfalls zerstritten.

Entsprechend einsilbig gestalten sich die Gespräche beim Abendessen. In Feiertagsstimmung ist offenbar nur Hermine, die wie immer munter vor sich hinplappert.

12

Immer noch stehe ich vor dem Spiegel und zugleich vor dem alten Mann, der ich selbst eines Tages sein werde. Vorausgesetzt, das hier ist nur ein Albtraum und nicht die Realität.

Es muss ein Albtraum sein. Gleich werde ich aufwachen, müde in die Küche schlurfen und Kathrin beim ersten Kaffee von meinem seltsamen Traum berichten. Und sie wird dann versuchen, diesen Traum zu deuten, was so eine Art Hobby von ihr ist, seitdem sie ein paar Bücher zu diesem Thema gelesen hat. Bin gespannt, zu welchen Erkenntnissen sie diesmal kommt.

»Alles okay mit dir?«, höre ich Gustav fragen.

Ich nicke geistesabwesend. Meine Erinnerung an den Neujahrstag kommt mir verworren vor. Ich hatte ihn als besonders angenehme Erinnerung abgespeichert, aber wenn ich jetzt darüber nachdenke, dann wird mir klar, dass der Streit und die Diskussionen überhaupt nicht angenehm waren, sondern stressig und nervtötend. Pia und André fühlten sich unverstanden, was wiederum Kathrin und ich als kränkend empfanden. Eltern glauben ja immer, dass nur sie ihre Kinder richtig verstehen können. Ist es nicht seltsam, wie das Gehirn einen Tag voller Ärger und Reibereien im Nachhinein in ein harmonisches Familienfest verwandelt? Ob es mir auch diese Welt und meine Zukunft vorgaukelt? Und gibt es einen Weg, diesen Zustand zu ändern?

Ich ertrage den Anblick des alten Knackers im Spiegel nicht länger.

»Kannst du das bitte wieder wegmachen?«, frage ich und setze mich auf die Bettkante, während mein Spiegelbild verblasst. Ich seufze.

»Ist wirklich alles okay mit dir?«, fragt Gustav.

»Was vermutest du denn? Immerhin steht die Befürchtung im Raum, dass ich verrückt geworden bin.«

»Du bist nicht verrückt, nur weil du dich zeitweise nicht an die letzten fünfundzwanzig Jahre erinnern kannst«, antwortet Gustav.

»Aber ich kann mich nicht einmal an ein einziges Detail erinnern«, wende ich ein. »Es ist, als wäre diese ganze Welt hier nur ein Hirngespinnst.«

»Vielleicht helfen dir meine Aufzeichnungen aus den letzten fünfzehn Jahren«, sagt Gustav. »Ich habe unser gesamtes Leben protokolliert, größtenteils sogar aufgezeichnet. Diesen Aufzeichnungen nach zu urteilen, befinden wir uns durchaus in der Realität. Aber es besteht natürlich trotzdem die theoretische Möglichkeit, dass das alles hier nur in deinem Kopf existiert, meine Wenigkeit eingeschlossen.«

»Also was jetzt? Bin ich verrückt, oder nicht?«

»Ich persönlich glaube nicht, dass du den Verstand verloren hast. Deine Vitaldaten sind gut. Vermutlich bist du nur ein bisschen gereizt und angespannt. Vielleicht sollten wir einen kleinen Urlaub machen, sofern Dr. Picobello es erlaubt.«

»Wieso sollte er dagegen sein?«, frage ich verwundert.

»Es wäre möglich, dass Picobellos Supervisor weitere Behandlungsschritte für nötig hält, für die du hier vor Ort sein müsstest«, erwidert Gustav.

»Welcher Supervisor? Ist das etwa auch ein Roboter?«